

Jessica Weidenhöffer

Universität Hamburg

E-Mail: Jessica.weidenhoeffer@uni-hamburg.de

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm als nationalsymbolisches Narrativ. Eine linguistische Untersuchung zur Funktion der Sammlung im Nationaldiskurs des 19. Jahrhunderts

ABSTRACT

**The brothers Grimm's Children's and Household Tales as a national symbol.
A linguistic analysis of the collection's function in the national discourse of
the 19th century**

This essay deals with the connection between the linguistic usage in the brothers Grimm's *Children's and Household Tales* and the discursive context of their origin and adaptation between the years 1806 and 1857. The fairy tales were revised linguistically and with regard to their contents several times from the first to the seventh edition in order to address a broader audience. Based on the construct of an oral narrative tradition, the texts have undergone a popular stylization which can be proven on several linguistic levels. This will be illustrated by the example of the fairy tale *Rapunzel*. The examination is based on the main premise that references to the ideologies and positioning attempts of the social actors in the national discourse, who for the most part belong to the educated bourgeoisie, can be identified on different communicative levels. The interdisciplinary approach links to earlier results of structural linguistics, literary studies and folklore research and will expand them by a sociolinguistic perspective.

Keywords / Anahtar Sözcükler: Sociolinguistics, discourse, cultural nation, stylization, spoken vs. written language

Seit den befreiungskriegen ist in allen edlen schichten der nation anhaltende und unvergehende sehnsucht entsprungen nach den gütern, die deutschland einigen und nicht trennen, die uns allein den stempel voller eigenheit aufzudrücken und zu wahren im stande sind (J. Grimm 1854: S. VII)

Einleitung

Im politischen Klima der Besetzung deutscher Gebiete durch französische Truppen und der darauffolgenden Befreiungskriege begannen die Brüder Grimm und weitere Angehörige des gebildeten Bürgertums, nach symbolischen Formen zu suchen, die einen Beitrag zur Identitätsfindung

der deutschen Nation leisten konnten. Volksmärchen eigneten sich hierfür ihrer Ansicht nach besonders, da sie Erfahrungen, Sitten und Bräuche der Vorfahren widerspiegeln, also Kulturgut vermitteln. Folglich waren sie sowohl werttragende Medien als auch Gegenstand des Diskurses.

Die Analyse fokussiert die diskursive Herleitung von Wissenskonstrukten der Größen ‚Nation‘ und ‚Märchen‘, um daraus einen Zusammenhang zwischen dem Sprachgebrauch in den *Kinder- und Hausmärchen* und den soziokulturellen Bedingungen ihrer Entstehung und Bearbeitung zwischen den Jahren 1806 und 1857 abzuleiten.

Unter einem formalen Aspekt berühren die *Kinder- und Hausmärchen* den Bereich ‚konzeptioneller Mündlichkeit‘ (vgl. Koch/ Oesterreicher 1985), weil sie konstitutiv oral tradierte Erzählungen in schriftlichen Texten fixieren. Der Aufsatz geht deshalb auch der Frage nach, mithilfe welcher Stilmittel die Brüder Grimm versuchten, den von ihnen angenommenen Sprachgestus des Volkes in den Texten zu implementieren und damit Authentizität zu inszenieren.

Die Herangehensweise unterscheidet sich von bisherigen Studien zur Sammlung durch die Berücksichtigung von Ergebnissen der Sprachideologieforschung und der historischen Stilistik sowie durch die Anwendung korpuslinguistischer Verfahren. Da sich der hier verfolgte Ansatz einem literarischen Untersuchungsgegenstand mit linguistischen Methoden annähert, kann er als ‚literaturlinguistisch‘ bezeichnet werden.

Einen ersten Zugang zum Forschungsfeld liefert die theoretische und methodische Grundlegung im nächsten Abschnitt. Anschließend werden Diskursbeiträge über die Bildung einer Kulturnation und über Volksmärchen behandelt. In einem engen Bezug zum poetologischen und zum Nationaldiskurs steht die Gestaltung der Märchentexte durch die Brüder Grimm. Die linguistische Stilanalyse im Hauptteil des Aufsatzes dient der Veranschaulichung unterschiedlicher Bearbeitungspraktiken. Exemplarisch werden Maßnahmen zur Schaffung eines Oralitätseindrucks und der Umgang mit Fremdwörtern im Märchen *Rapunzel* untersucht.

Methoden

Das Ziel der Studie ist die Dekonstruktion von Texten auf kommunikativ-funktionaler Ebene, um dahinter stehende ‚Ideologien‘ aufzudecken. Allgemein verweisen Ideologien auf „Werthaltungen jeglicher Art als Gesamtheit von Zielvorstellungen des sozialen Handelns“ (Spitzmüller/Warnke 2011: S. 196). Diese sind der linguistischen Forschung durch Diskursanalysen zugänglich. In Anlehnung an Foucault wird der Begriff ‚Diskurs‘ im Folgenden als ein „Formationssystem von Aussagen [verstanden], das auf kollektives, handlungsleitendes und sozial stratifizierendes Wissen verweist“ (ebd., S. 9). Ideologien repräsentieren demnach die ‚soziale Identität‘, das Selbstkonzept einer Gruppe, das sich aus der Kommunikation und dem Abgleichen verschiedener Standpunkte ergibt.

Für die Analyse werden qualitative und quantitative Methoden miteinander verbunden. Durch die Betrachtung zweier Korpora, die sowohl einzeln als auch in ihrem Wechselverhältnis untersucht werden, findet zusätzlich eine Datentriangulation statt. Dabei muss betont werden, dass die Zusammenstellung der konkreten Korpora eine individuelle Interpretationsleistung ist, mit der keine Vollständigkeit angestrebt wird. Zum einen ist es nicht möglich, die virtuelle Gesamtheit aller Äußerungen zu einem bestimmten Thema (‚virtuelles Korpus‘) zu erfassen und zu untersuchen, zum anderen ist von den ursprünglich hervorgebrachten Aussagen heute nur noch ein Restbestand vorhanden.

Das erste Korpus enthält zwanzig Märchentexte und ihre Editionen von der ersten 1812 erschienenen Auflage bis zur Ausgabe letzter Hand von 1857. Durch die Gegenüberstellung verschiedener Fassungen des Märchens *Rapunzel* werden exemplarisch diachrone Entwicklungen der Wortbestände und des syntaktischen Aufbaus eruiert.

Beabsichtigt wird unter anderem eine semasiologische Entschlüsselung der internen Bedeutungsstruktur einzelner ‚Lexeme‘ als „abstrakte funktionale Einheit[en] des Lexikons auf Langue-Ebene, die in verschiedenen grammatischen Wortformen realisiert werden k[önnen]“ (Bußmann 2008: S. 398). Lexeme erfassen gedankliche Konzepte und sind insofern Mittel der

Begriffsbildung. Die Akteure handeln im Diskurs Bedeutung aus, wobei je nach Kontext unterschiedliche Merkmalsbündel eines Lexems („Sememe“) aktiviert werden und dadurch Sinn entsteht (vgl. Schippan ²2002: S. 38f.). „Wörter“ sind unter lexikalisch-semantischen Gesichtspunkten sprachliche Realisierungen von Lexemen, die auf phonetisch-phonologischer bzw. orthographisch-graphemischer Ebene durch Grenzsignale isoliert sind und in unterschiedlichen Flexionsformen vorliegen (vgl. Bußmann ⁴2008: S. 794). Da der semantische Gehalt eines Wortes, besonders bei der Untersuchung historischer Texte, nicht erschöpfend beschrieben werden kann, sind die nachfolgenden Bestimmungen notwendigerweise nur eine Annäherung an mögliche Bedeutungsgehalte. Hinter diesem methodischen Vorgehen steht ein Formbegriff, der „Stil“ als eine gerichtete, gestaltende Art des Sprachgebrauchs auffasst, bei der sich ein Sprecher auf jeder sprachlichen Ebene obligatorischer, variabler und optionaler Elemente bedient, um seine kommunikativen Ziele zum Ausdruck zu bringen. Darüber hinaus wird Stil nicht als deviatorisches bzw. als idiosynkratisches Merkmal einer Person verstanden, sondern als soziales Kennzeichen, das einer Personengruppe oder Textsorte zugeschrieben wird (vgl. Auer 1989: S. 29).

Für die argumentative Stützung der Stilanalyse werden unter Berücksichtigung der Akteurskonstellation und des situativen Kontextes auf intra- und transtextueller Ebene Einstellungen und Werthaltungen der Diskursgemeinschaft zu den Themen „Nation“ und „Märchen“ offen gelegt. Zu diesem Zweck enthält das zweite, heterogen aufgebaute Korpus eine Sammlung von Aussagen aus dem Zeitraum von 1801 bis 1860. Darunter befinden sich programmatische Schriften, private Briefe und Rezensionen der Märchentexte, also unterschiedliche Textsorten, die jeweils Spezifika hinsichtlich ihrer Form und Funktion aufweisen.

Topische Korrelationen zwischen Volksmärchen und dem Nationaldiskurs

Im Kontext der napoleonischen Okkupation wurde für Teile des Bürgertums die Idee einer „nationalen Identität“ handlungsleitend. Diskutiert wurde unter anderem über die Konzepte der deutschen „Kulturnation“ und der französischen „Willensnation“ (vgl. Meinecke 1969: Bd. 5 S. 10): Im Unterschied zur französischen Willensnation,

einem voluntaristischen Zusammenschluss aller Bürger innerhalb eines staatlichen Territoriums, definierte man die deutsche Nation als eine ‚Kulturgemeinschaft‘. Gleichzeitig erfuhr der zuvor nur zur Bezeichnung des Pöbels gebrauchte Ausdruck ‚Volk‘ eine Aufwertung und wurde neben dem Ausdruck ‚Nation‘ für die Gesamtheit der deutschsprachigen Bevölkerung genutzt. Nach der Definition von Alter repräsentieren beide ideologisch geprägten Termini eine „soziale Gruppe, die sich aufgrund vielfältiger historisch gewachsener Beziehungen sprachlicher, kultureller, religiöser oder politischer Art ihrer Zusammengehörigkeit und Interessen bewusst geworden ist“ (1985: S. 23). Im vorliegenden Fall wurde die Zusammengehörigkeit von den Diskursakteuren mit dem Vorhandensein gemeinsamer Kulturgüter begründet. Mit ihren Aussagen beanspruchten sie, als Vertreter der geistigen Elite für eine Personengruppe zu sprechen, die größer war als die Diskursgemeinschaft, innerhalb derer sie agierten. Gleichwohl beeinflusste ihr Handeln die Genese des Konzeptes einer ‚Nation‘: Es stellte sich heraus, dass ‚Volksmärchen‘ als Kommunikationsmittel und als werttragende Medien, die Sitten, Bräuche und Erfahrungen der Vorfahren überlieferten, besonders dienlich waren, um zur kollektiven Identitätsstiftung des deutschen Volkes beizutragen.

In dieser ihm zugeschriebenen trivialliterarischen Funktion griff das Volksmärchen auf einen volkstümlichen Motivkatalog zurück. Zu seinen Charakteristika zählten des Weiteren die Anonymität der Verfasser, eine Losgelöstheit von Zeit und Ort des Geschehens sowie eine mündlich-schriftliche Überlieferung (vgl. Burdorf ³2007: S. 472f.). Die gesprächsweise entstandenen Erzählungen waren flüchtig und nahmen situationsabhängig eine unterschiedliche Gestalt an. Unterstützt wurde ihre Memorierbarkeit durch additive und aggregative Strukturen sowie durch Redundanzen in den Texten. Herder bezeichnete sie aufgrund dieser Merkmale auch als Formen einer „lebendige[n] Gedächtnißkunst“ (1899: S. 151).

Parallel zur oralen Tradierung übernahmen gebildete, schriftkundige Personen die Aufgabe, Erzählfragmente zusammenzutragen und an die Herausgeber einer Sammlung weiterzuleiten. Selbstverständlich wurde dabei selektiert und man nahm nachträglich Änderungen vor. Die Tatsache, dass Volksmärchen also individuelle, von einem einzelnen

Autor geschaffene ‚Kunstmärchen‘ waren und nicht aus dem gesamten Volk hervorgingen, wurde im betrachteten Diskurs außer Acht gelassen. Dieses Vorgehen spiegelt die zeitgleich stattfindende Kontroverse über ‚Kunst- und Naturpoesie‘ wider, bei der die Akteure konträre Konzepte hinsichtlich der Form und Funktion von Literatur verhandelten.

Aus einem patriotischen Interesse heraus beauftragten Clemens Brentano und Achim von Arnim im Jahr 1807 die Brüder Grimm, die sie zuvor als Mitarbeiter ihrer Volksliedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* kennengelernt hatten, mit der Auswahl und Herausgabe volkstümlicher Märchen und Sagen (vgl. Rölleke ²1986: S. 31). Retrospektiv beschreibt Jacob Grimm in der Vorrede zum *Deutschen Wörterbuch* (1854), ihre Motivation habe in der Verbindung zweier gesellschaftlicher Entwicklungen gelegen:

in dem aufschwung einer deutschen philologie und in der empfänglichkeit des volks für seine muttersprache, wie sie beide bewegt wurden durch erstarkte liebe zum vaterland und untilgbare begierde nach seiner festeren einigung. Was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur? (1854: S. III)

Aus der negativen Bewertung der politischen Verhältnisse resultierte auf wissenschaftlicher wie populärer Ebene eine intensive Beschäftigung mit den geschichtlichen Wurzeln des deutschen ‚Volkes‘. Im 19. Jahrhundert stellte dies einen konstitutiven Bestandteil des Nationaldiskurses dar.

Entstehung und Entwicklung der *Kinder- und Hausmärchensammlung*

Ausgehend von der Idee eines „dichtenden Volksgeistes“ (Matuschek 2011: S. 236) sahen die Brüder Grimm ihre Funktion als Herausgeber der Märchensammlung zunächst in der objektiven Dokumentation des überlieferten Textmaterials. Mit dem Ziel, eine Geschichte der deutschen Poesie zu schreiben, inszenierten sie sich als Medien einer anonymen, multiplen Autorschaft und als Repräsentanten einer ideologisch definierten Gruppe, die sie und andere Diskursakteure als ‚Volk‘ bzw. als ‚deutsche Nation‘ bezeichneten.

Unter Verwendung der Lachmannschen Methode der historisch-kritischen Textedition versuchten die Grimms zunächst, die nicht überlieferte Urfassung eines Märchens zu rekonstruieren und den Text auf diese Weise

möglichst ‚natürlich‘ wiederzugeben (vgl. Rölleke 2006: S. 5). „[A]ufgesetzte unnötige Bräme und Stilverzierung“ (J. u. W. Grimm 1816: S. XXII) schätzten sie bei der Bearbeitung ihrer Quellen nicht. Entsprechend heißt es in der Vorrede zur ersten Auflage der Märchensammlung: „[W]ir haben uns bemüht diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, [...] [k]ein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden [...]“ (1812: S. XIX).

Diese Herangehensweise stieß bei den Rezipienten jedoch auf geringe und zudem meist negative Resonanz, was unter anderem an falschen Annahmen hinsichtlich der Vorlieben der Leserschaft gelegen haben könnte: Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Märchensammlung fand innerhalb der Gesellschaft eine „Demokratisierung des Lesens“ (Czeziar 2011: S. 19f.) statt, in deren Folge sich das Buch vom Luxus- zum Konsumgegenstand wandelte und so breiten Bevölkerungsschichten zugänglich wurde. Überdies veränderten sich die zeitlichen und räumlichen Gegebenheiten der Buchrezeption. Neben die literarischen Kreise und Salons, die zur Zeit der Aufklärung vornehmlich in halböffentlichen, bürgerlich-intellektuellen Kreisen abgehalten wurden, traten die Kleinfamilie und der einzelne Leser, die fiktionale Texte als eine Rückzugsmöglichkeit in die private Sphäre nutzten (vgl. ebd., S. 20; 31f.). In diesen Zusammenhängen sollte Literatur vor allem ästhetischen Genuss bereiten und weniger eine belehrende Funktion übernehmen, wie es bei dem wissenschaftlichen Werk der Fall war, das die Brüder Grimm in Form ihrer Märchensammlung geschaffen hatten.

Mit dem schlechten Absatz der ersten Druckausgabe erfüllte sich die Prognose Arnims, der die Brüder bereits im Oktober 1812 aufgefordert hatte, die Märchen stilistisch und inhaltlich zu bearbeiten (vgl. Steig/ H. Grimm 1904: S. 223). Auf seinen und auf den ausdrücklichen Wunsch des Lesepublikums hin gaben die Grimms schließlich nach. Bis zur Ausgabe letzter Hand wurden die Texte der Märchensammlung insgesamt sieben Mal neu aufgelegt und dabei stets umgestaltet.

Der Anspruch, die Märchen stärker den Interessen der impliziten Leser anzupassen, führte zu einem Paradigmenwechsel in der Handhabung des Materials. Jacob Grimm, der sich als historisch arbeitender Philologe der

Rekonstruktion der ursprünglichen Form von Erzählstoffen verpflichtet sah, distanzierte sich von der Umgestaltung. Sein Bruder hingegen nutzte das Konzept der Urheberanonymität als Stilmittel, indem er in den weiteren Editionen der Erzählungen mehr Wert auf die gelungene Nachahmung des volkstümlichen Sprachgebrauchs legte, als auf vermeintliche Originaltreue. Dieses Vorgehen bescherte den Märchen und ihrem Bearbeiter schließlich den erwünschten Erfolg: Die Sammlung erhielt den Stellenwert eines nationalsymbolischen Narrativs, das in einem direkten Zusammenhang zur Herausbildung der deutschen Kulturnation stand.

Nicht nur der Absatz der Buchausgabe verbesserte sich, die Texte wurden darüber hinaus zum Vorbild für andere Autoren, zum Beispiel für Pröhle, der schrieb:

Der Ton [...] scheint mir unnachahmlich, schon weil er bei aller Einfachheit doch auf einer vollkommenen Herrschaft über alle Sprachmittel beruht. Die nationale Bedeutung ihrer Sammlung rühme ich [...]. Durch die Sorgfalt, welche Wilhelm Grimm der Sammlung zugewandt hat, ist im Verlaufe ihrer zahlreichen Auflagen kaum noch eine Zeile bedeutungslos geblieben (1853: S. 10).

Im Zitat ist vom ‚unnachahmlichen Ton‘ die Rede, den die Texte durch Wilhelm Grimms nachträgliche Bearbeitung erhalten hätten. Es geht daraus jedoch nicht hervor, durch welche sprachlichen Merkmale der unnachahmliche Ton gekennzeichnet ist. Mit der Beantwortung dieser Frage befassen sich die nächsten Abschnitte.

Volkstümliche Stilisierung der Märchentexte

Vorweg soll angemerkt werden, dass die Texte der *Kinder- und Hausmärchensammlung* nicht den diskursiv attribuierten Genremerkmalen von Volksmärchen entsprachen, da sie keineswegs ausschließlich auf mündliche Berichte zurückgehen. Diese Tatsache wird im Vorwort zur ersten Auflage angesprochen, wo es heißt: „Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen fast nur [...] nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt“ (J. u. W. Grimm 1812: S. VIII).

Eine dieser Ausnahmen bildet das Märchen *Rapunzel*. Es entspringt einer literarischen Vorlage des Unterhaltungsschriftstellers Friedrich Schultz

aus dem achtzehnten Jahrhundert, zu dessen Quellen die Schriftstücke *Petrosinella* des Märchensammlers Basile (1634) und De la Forces *Persinette*, veröffentlicht im Jahr 1698, zählen.

Damit trotz faktischer Onymität das Volk als Urheber der Texte gelten konnte, schufen die Autoren das Konstrukt einer Alltagssprache, welches in den Märchen zum Ausdruck kam. Der Ton, den die Brüder Grimm der ideologisch definierten Gruppe des Volks bzw. der deutschen Nation zuschrieben, konnte von den Rezipienten der Märchentexte nur vor dem Hintergrund eines unterstellten, gemeinsamen Stereotypenwissens gedeutet werden. Dass es sich hier also um eine volkstümliche ‚Stilisierung‘ im Sinne einer ‚Repräsentation, Induzierung [und] Inszenierung sozial typisierter Sinnfiguren in der Interaktion‘ (Selting/ Hinnenkamp 1989: S. 9) handelte, war allgemein bekannt. Entsprechend schrieb Arnim am 24.1.2.1812 in einem Brief an die Brüder Grimm:

[I]ch glaube es euch nimmermehr, selbst wenn ihr es glaubt, daß die Kindermärchen von Euch so aufgeschrieben sind, wie ihr sie empfangen habt, der bildende, fortschaffende Trieb ist im Menschen gegen alle Vorsätze siegend und schlechterdings unaustilgbar (zit. nach Steig/ H. Grimm 1904: S. 248f.).

Zudem erhielt die Mundart im Zuge der erstrebten Imitation natürlicher Gespräche gegenüber der Standardsprache einen höheren Stellenwert. Nach Ansicht der Diskursakteure besaß sie vor allem in ländlichen Regionen einen festen Platz im Leben von Familien. Wie aus dem Vorwort zur zweiten Auflage der *Kinder- und Hausmärchen* hervorgeht, teilten die Brüder Grimm diese Werthaltung:

Eine entschiedene Mundart haben wir gerne beibehalten. Hätte es überall geschehen können, so würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es ist hier ein Fall wo die erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird und man fühlt daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem übrigen sein mag, heller und durchsichtiger aber auch schmackloser geworden ist und nicht mehr so fest dem Kerne sich anschließt (J. u. W. Grimm ²1819, S. XIV-XV).

Mit dieser Aussage verdeutlichten die Grimms ihre Ablehnung gegenüber Veränderungen in der normierten Schriftsprache, die z. B. durch Entlehnungen und die Hinzunahme von Neubildungen zustande gekommen

waren. Hiervor sollte die Mundart als Vermittlerin des Volkstümlichen geschützt werden. Zur Annäherung an nicht-literale Ausdrucksformen wurden in den Editionen der *Kinder- und Hausmärchen* daher verschiedene Umgestaltungsprinzipien angewandt, die im Folgenden exemplifiziert werden.

Konstruktion von Oralität

Bei näherer Betrachtung des Märchens *Rapunzel* zeigt sich, dass die erste und die zweite Fassung zahlreiche inhaltliche Unterschiede aufweisen. Demgegenüber zeugen die nachfolgenden Versionen von stilistischen Modifikationen, die jedoch ebenfalls und in nicht geringem Maße die Gesamtbedeutung des Textes verändern. Auf quantitativer Ebene zeigt sich die Bearbeitung der Texte in Vorkommensfrequenzen, wie etwa dem Type-Token-Verhältnis¹ zur Feststellung der Wortschatzvarianz, oder in der Satzkomplexität.

Umgestaltungen im Bereich des Wortinventars wurden vor allem zwischen der zweiten und dritten sowie zwischen der fünften und sechsten Auflage vorgenommen. Dabei hat der Text erheblich an Umfang gewonnen, jedoch an lexikalischer Vielfalt verloren: Die Zahlen der Token und der Types sind um 50% bzw. um 30% gestiegen, was zu einer Senkung der Type-Token-Relation von 43,65% auf 38,03% führte und den Eindruck einer formelhaften Sprachverwendung entstehen lässt.

Auch die Satzmenge erhöhte sich von anfangs 31 auf 52 Sätze in der Ausgabe letzter Hand. Interessant hieran ist, dass gleichzeitig die Anzahl der Wörter, die in einem Satz vorkommen, um 10% abgenommen hat. Während die erste Auflage durchschnittlich 28,97 Wörter pro Satz enthält, sind es in der letzten Auflage nur noch 26,19. Es fand demnach eine syntaktische Komplexitätsreduktion statt, wie der nachstehende Textausschnitt illustriert:

¹ Der Ausdruck ‚Token‘ bezeichnet die Gesamtmenge an selbständigen sprachlichen Einheiten (‚Wörtern‘) die in einem Text verwendet werden. ‚Type‘ verweist dagegen auf das Vorkommen ein und derselben ‚Wortform‘ (vgl. Bußmann 2008: S. 758).

Rapunzel 1812:

Eines Tages kam nun ein junger Königssohn durch den Wald, wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, daß er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter so hoch reichen konnte, so gerieth er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Fee kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel! laß dein Haar herunter.“

→ 80 Token/ 4 Sätze = Ø 20

Rapunzel 1857:

Nach ein paar Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und an dem Thurm vorüber kam. Da hörte er einen Gesang, der war so lieblich, daß er still hielt und horchte. Das war Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Der Königssohn wollte zu ihr hinauf steigen und suchte nach einer Thüre des Thurms, aber es war keine zu finden. Er ritt heim, doch der Gesang hatte ihm so sehr das Herz gerührt, daß er jeden Tag hinaus in den Wald gieng und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baum stand, sah er daß eine Zauberin herankam und hörte wie sie hinauf rief:

„Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter.“

→ 127 Token/ 7 Sätze = Ø 18

Aufgrund dieser Vereinfachung ist der Text nicht nur leserfreundlicher geworden, er entsprach zugleich stärker den diskursiv festgelegten Charakteristika eines Volksmärchens.

Das Vorziehen der Zeitangaben auf eine frühere Satzposition und der zunehmende Gebrauch der Ausdrücke ‚da‘ und ‚so‘ waren mit denselben Wirkungszielen verbunden. Beispielsweise wurde der ursprüngliche Satzanfang „Rapunzel erschrack nun **anfangs**“ in der dritten Auflage zu „**Anfangs** erschrack Rapunzel“ umgeformt. Auf Ebene der Konnektoren ‚da‘ und ‚so‘ lässt sich in der Auflage von 1857 eine Zunahme von 70% gegenüber der ersten Fassung beobachten. Ab der dritten Auflage heißt es etwa „[A]ls die Frau in die Wochen kam, **so** erschien sogleich die Zauberin, gab dem Kinde den Namen *Rapunzel* und nahm es mit sich fort“ und seit 1850 „[d]a irrte [der Königssohn am Ende der Geschichte] blind im Walde umher.“

Durch die satzinitiale Stellung der Konjunktion ‚und‘ in „**Und** den folgenden Tag [...]“ bzw. in „**Und** sie war so unbarmherzig [...]“ wurde ab der dritten Auflage eine weitere Parallele zum mündlichen Sprachgebrauch geschaffen.

Für eine lebendigere Darstellung hat Wilhelm Grimm außerdem neu hinzugefügte Textstellen bevorzugt in wörtlicher Rede wiedergegeben und bereits bestehende Konjunktivkonstruktionen umgeformt, so dass die Zahl an szenischen Äußerungen von neun auf dreizehn anstieg. Zum Beispiel wurde die Passage „er erschreckte gewaltig, als die Fee [im Garten] stand und ihn heftig schalt, dass er es wage in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte [...]“ ab der dritten Auflage umgeändert in: „[er] erschreckte als er die Zauberin vor sich stehen sah. ‚Wie kannst du es wagen,‘ sagte sie zornig, ‚in meinen Garten wie ein Dieb zu kommen, und mir meine Rapunzeln zu stehlen?‘ ‚Ach,‘ antwortete er, ‚ungern habe ich mich dazu entschlossen [...]‘.“ Dabei diente die Hinzunahme des *verbum dicendi* ‚antworten‘ der Explizitmachung eines Rednerwechsels und somit der Verstärkung des Dialogizitätseindrucks. Die Interjektion ‚ach‘ wurde neben anderen lautmalerischen Ausdrücken, wie ‚aha‘ und ‚ritsch, ritsch‘ (ab 1850: ‚ritsch, ratsch‘), als expressives Stilmittel verwendet.

Mit der Apokopierung des Schwa-Lauts in den Imperativformen ‚bring‘ und ‚sag‘ sowie in der Konjunktion ‚eh‘ bildete Wilhelm Grimm darüber hinaus eine Sprachwandelerscheinung in den Texten ab, die im 19. Jahrhundert vor allem in der gesprochenen Rede weit fortgeschritten war (vgl. Elspass 2005: S. 444). Gleiches galt für die synkopierten Formen ‚Tags‘, ‚unserm‘ und ‚ändern‘.

Eine volkstümliche Stilisierung erfuhren die Märchentexte auch durch die nachträgliche Einfügung von Phrasemen, von denen angenommen wurde, dass sie bei den Rezipienten einen hohen Wiedererkennungswert besaßen. Obwohl Sprichwörter und ähnliche Wortkollokationen schon ab der zweiten Auflage in den Texten zu finden sind, bekannte Wilhelm Grimm erst im Vorwort zur sechsten Auflage, er „[sei] [f]ortwährend [...] bemüht gewesen, Sprüche und eigenthümliche Redensarten des Volks, auf die [er] immer horch[e], einzutragen“ (1850: S. XXII).

Auf diese Weise ist z. B. die biblische Erzählformel ‚nach ein paar Jahren trug es sich zu‘ in das Märchen *Rapunzel* gelangt. Sie wurde von der Beiträgerin Dorothea Viehmann übernommen (vgl. Rölleke 2006: S. 9) und gemeinsam mit der Phrase ‚sein Glück versuchen‘ in die dritte Textfassung eingefügt.

In der sechsten Auflage traten dann zwei Redensarten hinzu: Zum einen verwendete Wilhelm den aus der Rechtssprache stammenden Ausdruck ‚lasst Gnade für Recht ergehen‘, der ebenfalls im Märchen *Tischchen deck dich* und in *Der Meisterdieb* vorkommt. Zum anderen erschien 1850 erstmals die Allegorie vom schönen Vogel, der nicht mehr im Nest sitzt und singt, weil er von der Katze geholt wurde. Sie ist auch in anderen Texten, wie der Erzählung *Die Wassernix*, belegt.

Darüber hinaus konnte dem gebildeten Leser die von Beginn an im Text enthaltene Beschreibung Rapunzels als „das schönste Kind unter der Sonne“ aus Goethes Hymne *Prometheus* bekannt gewesen sein (s. Goethe 1789: S. 207-209).

Eine strukturierende Funktion übernimmt der zweihebige Vers, mit dem die Protagonistin aufgefordert wird, ihr Haar herabzulassen:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter.“

In jeder der sieben Fassungen wird er dreimal von der Zauberin und an einer Stelle vom Königssohn aufgesagt. Besonders einprägsam ist die Strophe nicht nur aufgrund ihrer vierfachen Wiederholung, sondern auch durch die Klangfiguren, die Geminatio und die Alliterationen, die sie enthält. Als Mittel zur Textverknüpfung trägt sie wesentlich zur thematischen Kohäsion, der Herstellung von Sinnzusammenhängen, bei.

Redundanzen finden sich seit der ersten Auflage auch in der intensivierenden Doppelung ‚so gut, so gut‘ und im Pleonasmus ‚kleines Fensterchen‘. Zusätzlich wurden in die dritte Auflage die Tautologien ‚Jammer und Elend‘, ‚böse und giftig‘, ‚jammern und weinen‘ sowie ‚glücklich und vergnügt‘ eingearbeitet. Sie erhöhen die Memorierbarkeit und heben das Gesagte hervor. Durch die Aufnahme dieser rhetorischen Wiederholungsfiguren

wurden den Märchen im Nachhinein weitere Eigenschaften genuin mündlich produzierter Erzählungen verliehen.

Der Umgang mit Fremdwörtern

Infolge ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Werken antiker Autoren sowie mit europäischen, asiatischen und skandinavischen Märchen aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit hatten die Brüder Grimm Parallelen zwischen den Texten aufgedeckt, die ihrer Ansicht nach auf eine historisch weit zurückliegende indoeuropäische Kultur hindeuteten.

Diese Erkenntnis erwähnte Wilhelm Grimm im Vorwort zur zweiten Auflage, in dem er schrieb:

Endlich finden sich [...] Uebereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märchen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht [...] offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie (J. u. W. Grimm ²1819: S. XXVIII).

Hiernach bestand für volkstümliche Erzählungen ein Reservoir an Motiven und Figuren, aus dem sich Künstler verschiedener Herkunft seit jeher bedienten und somit zu einer beständigen Erneuerung und Weiterentwicklung der Kulturen beitrugen.

Nach Auffassung der Diskursakteure war diese Tatsache für den Prozess der Nationswerdung nicht förderlich: Die Reaktionen auf die wissenschaftlichen Befunde der Grimms verdeutlichen, dass als fremd empfundene Bestandteile in poetischen Texten wie den *Kinder- und Hausmärchen* nicht gern gesehen wurden. In einer Rezension des Schriftstellers Johann Büsching von 1813 ist beispielsweise zu lesen:

Aber, was wir sehr bedauern, es ist zu manches Fremde, nicht auf heimischen Boden Erwachsene, sondern wohl hier Entstellte uns mitgeteilt worden [...]. Nur wenige Märchen [...] sind wohl rein deutsch (zit. nach Schoof 1962: S. 332).

Vor dem Hintergrund der angestrebten Etablierung einer deutschen Kulturnation sahen die Brüder Grimm und weitere Diskursakteure in allem Fremden eine Gefährdung der nationalen Identität. Obwohl sie sich

grundsätzlich gegen die radikal-nationalistischen Positionen der Puristen (Turnvater) Friedrich Jahn und Ernst Moritz Arndt wandten, grenzten sie sich in ihren Äußerungen gezielt gegen Nichtdeutsches ab, um so die Gemeinschaftsbildung zu unterstützen. Dies hatte Konsequenzen für die Wahl bestimmter sprachlicher Formen.

Mit ihrem Handeln trugen die Akteure zu einer Psychologisierung des Verhältnisses von Muttersprache, Kulturgütern und nationaler Identität bei, die sich in der Bearbeitung der Märchentexte niederschlug. Wilhelm Grimm reagierte auf den Nationaldiskurs, indem er einzelne Märchen aus der Sammlung herausnahm. Außerdem führte er Änderungen an den übrigen Texten durch und tauschte z. B. 1837 die Wortformen ‚Haus‘, ‚Mann‘, ‚Ruh‘, ‚Thür‘, ‚Thurm‘, ‚Wald‘ und ‚Zorn‘ sowie 1850 die Form ‚Jahr‘ gegen ihre älteren Varianten mit Schwa im Auslaut. Dieses Vorgehen steht in einem Gegensatz zur oben beschriebenen Bevorzugung von apokopierten Wörtern, mit denen der Oralitätseindruck verstärkt wurde. Die Restitution der Schwa-Formen sollte dem beklagten Sprachverfall entgegenwirken, der nach Einschätzung der Diskursakteure vor allem durch fremde Einflüsse bedingt war. Mit derselben Intention wurden Fremdwörter in den Märchen zugunsten anderer Ausdrücke ersetzt, die nach Auffassung der Grimms einen älteren Ursprung im deutschen Wortschatz besaßen. Das Vorwort zur zweiten Auflage der Sammlung kündigt Wilhelm daher an: „Es [sei] noch einmal geprüft [worden], was verdächtig schien, das heißt, was etwa hätte fremden Ursprungs oder durch Zusätze verfälscht sein können, [...] [sei] ausgeschieden“ (21819: S. XXXIV).

Den Titel des Märchens hatten die Brüder schon vor Erscheinen der ersten Auflage von ursprünglich *Persinette* bei De la Force, zu Deutsch: *Petersilchen*, in *Rapunzel* umgeändert. Von der ersten zur zweiten Auflage wurden dann die Lexeme ‚Prinz‘ und ‚Fee‘ mit ‚Königssohn‘ und ‚Zauberin‘ substituiert.

Das Lexem ‚Prinz‘ ist in der ersten Fassung des Märchens mit insgesamt einem Token vertreten. Das Substantiv gehört zur semantischen Klasse der Individuativa und tritt im Märchen als Subjekt im Nominativ auf. In der zweiten Fassung wird es nicht mehr erwähnt. Dafür erscheint das Kompositum ‚Königssohn‘ ab 1837 fünfmal häufiger als noch 1819.

Es ist wahrscheinlich, dass hinter dieser Wahl etymologische Gründe stehen, denn das Determinans ‚König‘ lässt sich für das Althochdeutsche seit dem 8. Jahrhundert nachweisen (vgl. Kluge ²⁴2002: S. 519). Bei ‚Prinz‘ handelt es sich hingegen um ein Lehnwort aus dem Französischen, welches in assimilierter mittelhochdeutscher Form seit dem 13. Jahrhundert belegt ist. Ursprünglich kennzeichnete es einen <Fürsten>; die Bedeutungsverengung zu <Fürstensohn> erfolgte erst im 17. Jahrhundert (vgl. ebd., S. 721).

Die Lexeme ‚Prinz‘ und ‚Prinzessin‘ wurden indes nicht durchgängig ersetzt, sondern sie bestehen in acht anderen Märchen (Nr. 21; 96; 97; 107; 108; 114; 126; 133) bis zur letzten Auflage fort. Es lassen sich darin 32 Token für „Prinz“ und 17 für „Prinzessin“ nachweisen, die jedoch im ironischen Sinne gebraucht werden und somit eine negative Konnotation erhalten.

Eine weitere lexikalische Veränderung hat mit der Ersetzung des Ausdrucks ‚Fee‘ durch ‚Zauberin‘ stattgefunden. Die erste Märchenaufgabe zählt vierzehn Token für das Lexem ‚Fee‘, während ‚Zauberin‘ in der zweiten Auflage ebenfalls vierzehnmal und ab der dritten Auflage fünfzehnmal genannt wird.

Die Bezeichnung ‚Fee‘ wurde als Entsprechung zur französischen *fée* aus De la Forces *Persinette* gewählt. Aufgrund der lautlichen und graphischen Ähnlichkeit zu ihrem französischen Äquivalent findet die Entlehnung ab der zweiten Fassung des Märchens keine Erwähnung mehr (vgl. Kluge ²⁴2002: S. 281f.). An ihrer Stelle kommt das Lexem ‚Zauberin‘ vor, dessen Verwendung sich, wie auch die des Lexems ‚König‘, bis ins Althochdeutsche zurückführen lässt (vgl. Grimm 1854-1961: Bd. 31 Sp. 388). Allgemein bezeichnete es Frauen, von denen man glaubte, sie seien zauberkundige jenseitige Wesen. Dabei bestanden enge Verbindungen zum Terminus ‚Hexe‘, der seit der Ketzerverfolgung im 16. Jahrhundert oft anstelle von ‚Zauberin‘ gebraucht wurde (vgl. ebd., Bd. 31 Sp. 388). Im Märchen erfüllt die Figur der Hexe bzw. Zauberin allerdings eine andere Funktion als im Volksglauben: Während sie dort in unmittelbarer Verbindung mit dem Teufel stand, wird sie im Märchen vereinfacht, entdämonisiert dargestellt. Die Wohnstätte der Zauberin ist der Wald, in dem auch andere dämonische Wesen, wie Einhörner, Riesen und verzauberte Frösche, leben. Für Figuren,

die keine übernatürlichen Fähigkeiten besitzen, stellt er einen gefährlichen Ort dar und darf folglich nicht betreten werden. Als Hüterin des Rechts sorgt die Zauberin im Märchen *Rapunzel* für die Einhaltung dieser Regel. Daher lässt sie auf das widerrechtliche Handeln der anderen Figuren nicht Gnade vor Recht ergehen, sondern harte Sanktionen folgen.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass eine Begriffsbestimmung nur gelingen kann, wenn die kontextuelle Einbettung der Ausdrücke berücksichtigt wird. Die strukturellen und semasiologischen Analysen der vorangehenden Abschnitte haben deshalb das Ziel verfolgt, über einzelne Textelemente eine Annäherung an dahinterstehende Konzeptionen herbeizuführen. Dies ist möglich, weil sprachliche Formen bestimmte Sachverhalte denotieren und zugleich diskursiv verankerte soziale Werte indizieren.

Fazit

Die Untersuchungsergebnisse belegen, dass die Entwicklung der Grimmschen Märchensammlung in einem produktiven Wechselverhältnis zur Konstruktion der deutschen Kulturnation stand. Ein Charakteristikum der Aussagen, die in diesem Zusammenhang getätigt wurden, ist die Inbeziehungsetzung der Termini ‚Volk‘, ‚Nation‘ und ‚Märchen‘. Damit war das patriotische Ziel verbunden, innerhalb der Diskursgemeinschaft und darüber hinaus ein Zusammengehörigkeitsbewusstsein zu schaffen. Nach Ansicht der Diskursakteure mussten Märchen nicht nur ihres künstlerischen Wertes wegen bewahrt werden, sie waren auch „der einzige Samen für die Zukunft“ (J. u. W. Grimm 1812, S. V). Es wurde also ein nationalpädagogisches Programm formuliert, an dem sich die Brüder Grimm orientierten: Anstatt die tradierten Erzählungen so wenig wie möglich zu verändern, wurde ab der zweiten Auflage stark in die Texte eingegriffen. In diesem Prozess wirkte eine begrenzte Zahl von Personen aus dem persönlichen Umfeld der Brüder Grimm sowie Rezensenten, Schriftstellerkollegen und Verleger handlungsbeeinflussend. Außerdem wurde die Bearbeitung der Texte von Annahmen über die Leserschaft bestimmt. So konnte auf verschiedenen sprachlichen Ebenen erschlossen werden, wie bestimmte Zuschreibungen von Volkstümlichkeit in den Märchen eine systematische Implementierung erfahren haben.

Die linguistische Stilanalyse ist einerseits Anzeichen einer fingierten Mündlichkeit nachgegangen, die sich in der Wortwahl und in bestimmten syntaktischen Mustern wiederfinden. Andererseits wurde herausgearbeitet, inwiefern sich die Diskursgemeinschaft zwecks nationaler Identitätsstiftung gegenüber fremden Personengruppen abgegrenzt hat, um den Märchen „den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken“ (J. Grimm 1854: S. VII).

An diese Fallstudie anschließende Forschungen könnten durch die Hinzunahme einer größeren Zahl von Märchentexten der Brüder Grimm und anderer Schriftsteller den Radius der Stilanalyse ausweiten. Ziel einer solchen Herangehensweise wäre die Einsicht, an welchen Stellen die Texte der Brüder Grimm einen Sinnüberschuss produzieren, der nicht in bereits bekannten Strukturen aufgeht. Hiermit würde eruiert, wie es Wilhelm Grimm im Zuge seiner Umarbeitung zunehmend besser gelang, Subversionen in den Märchentexten zu etablieren und sie schließlich zu dem zu machen, was sie noch heute sind: Ein nationalsymbolisches Narrativ *par excellence*.

Literaturverzeichnis

- Alter, Peter** (Hg.) (1985): *Nationalismus*, Frankfurt am Main.
- Auer, Peter** (1989): „Natürlichkeit und Stil“, in: Selting, Margret / Hinnenkamp, Volker (Hg.): *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*, Tübingen, S. 27-60.
- Basile, Giambattista** (2000) [1634/ 36]: Das Märchen der Märchen, Das Pentamerone, Nach dem neapolitanischen Text von 1634/ 36, übers. u. hg. v. Helbling, Hanno, München.
- Burdorf, Dieter** (2007): „Märchen“, in: ders. et al. (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen*, Stuttgart/ Weimar, S. 472-473.
- Bußmann, Hadumod** (Hg.) (2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart.
- Czeziar, Patricia** (2011): „Lesen zwischen Zensur und Biedermeyer“, in: Liedtke, Christian (Hg.): *Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz*, Bielefeld, S. 19-38.
- De la Force, Charlotte-Rose de Caumont** (Hg.) (1725) [1698]: *Les contes des contes*, Paris.
- Elspass, Stephan** (Hg.) (2005): *Sprachgeschichte von unten: Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*, Tübingen.

- Goethe, Johann Wolfgang** (1789): „Prometheus“, in: Göschen, Georg J. (Hg.): *Goethes Schriften*, Bd. 8, Leipzig, S. 207–209.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (1854-1961): *Deutsches Wörterbuch*, Hg. v. dens. et al., Leipzig.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (1812): *Kinder- und Hausmärchen. Große Ausgabe*, Berlin.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (1816): „Vorrede“, in: dies. (Hg.): *Deutsche Sagen*, Bd. 1, Berlin, S. I-XXVI.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (²1819): *Kinder- und Hausmärchen*, Berlin.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (³1837): *Kinder- und Hausmärchen*, Göttingen.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (⁴1840): *Kinder- und Hausmärchen*, Göttingen.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (⁵1843): *Kinder- und Hausmärchen*, Göttingen.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (⁶1850): *Kinder- und Hausmärchen*, Göttingen.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm** (Hg.) (⁷1857): *Kinder und Hausmärchen*, Göttingen.
- Herder, Johann Gottfried** (1899): „Von den ältesten Nationalgesängen“, in: Suphan, Bernhard et al. (Hg.): *Herders Sämtliche Werke*, Bd. XXXII, Berlin.
- Kluge, Friedrich** (²⁴2002): *Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. v. Seebold, Elmar et al., Berlin/ New York.
- Koch, Peter u. Oesterreicher, Wulf** (1985): „Sprache der Nähe - Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“, in: *Romanistisches Jahrbuch* (36/ 85), S. 15-43.
- Matuschek, Stefan** (2011): „Dichtender Nationalgeist. Vom Spiel zum Ernst literarischer Anonymität“, in: Pabst, Stephan (Hg.): *Anonymität und Autorschaft. Zur Literatur- und Rechtsgeschichte der Namenlosigkeit*, Berlin/ Boston, S. 235-247.
- Meinecke, Friedrich** (1969): „Weltbürgertum und Nationalstaat“, in: Herzfeld, Hans (Hg.): *Werke*, Bd. 5, München.
- Pröhle, Heinrich** (Hg.) (1853): „Vorrede“, in: ders. (Hg.): *Kinder- und Volksmärchen*, Leipzig, S. 7-50.
- Rölleke, Heinz** (Hg.) (²1986): *Die Märchen der Brüder Grimm. Eine Einführung von Heinz Rölleke*, München/ Zürich.
- Rölleke, Heinz** (Hg.) (2006): *Alt wie der Wald. Reden und Aufsätze zu den Märchen der Brüder Grimm*, Trier.
- Schippan, Thea** (Hg.) (²2002): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen.

- Schoof, Wilhelm** (1962): „150 Jahre ‚Kinder- und Hausmärchen‘. Die Grimmschen Märchen im Urteil der Zeitgenossen“, in: Arends, Felix et al. (Hg.): *Wirkendes Wort. Deutsches Sprachschaffen in Lehre und Leben*, Düsseldorf, S. 331-335.
- Schultz, Friedrich** (1790): „Rapunzel“, in: ders. (Hg.): *Kleine Romane*, Bd. 5, Leipzig, S. 269-288.
- Selting, Margret u. Hinnenkamp, Volker** (1989): „Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik“, in: dies. (Hg.): *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*, Tübingen, S. 1-23.
- Spitzmüller, Jürgen u. Warnke, Ingo H.** (Hg.) (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der Transtextuellen Sprachanalyse*, Berlin/Boston.
- Steig, Reinhold u. Grimm, Hermann** (Hg.) (1904): *Achim von Arnim und die ihm nahe standen*, Bd. 3, Stuttgart.